

Robert Bing 1878 - 1956

Autor(en): **Georgi, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bulletin der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften = Bulletin de l'Académie Suisse des Sciences Medicales = Bollettino dell' Accademia Svizzera delle Scienze Mediche**

Band (Jahr): **15 (1959)**

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-307399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Robert Bing 1878-1956

Worte des Gedenkens von F. Georgi

Herr Präsident, hochansehnliche Versammlung!

In wenigen Wochen werden 80 Jahre seit der Geburt von Robert Bing verflossen sein. Wenn er diesen Tag erlebt hätte, so würde er sich wohl still in sein liebes Rheinfelden zurückgezogen haben, um jeder Ovation aus dem Wege zu gehen. Nun es anders kam, ist es verstattet, ja geboten, ehrend des Mannes zu gedenken, der als junger Privatdozent vor einem halben Jahrhundert hier an dieser gleichen Stelle seine Antrittsvorlesung hielt – des Mannes, der heute vor zwei Jahren, bis zuletzt geistig und körperlich ungebrochen, von uns ging.

Seither hat man vielerorts – in Basel, im Kreis der Schweizerischen neurologischen Gesellschaft, deren Mitgründer und Ehrenpräsident er war, wie im Ausland – sein kaum übersehbares Lebenswerk gewürdigt. Dabei wurde immer wieder betont, daß dieses in wissenschaftlicher Hinsicht so fruchtbare Leben äußerlich anscheinend glatt und unbeschwert verlaufen sei, wie ja auch das wissenschaftliche Werk scheinbar mühelos aus seiner großen ärztlichen Erfahrung, seinem profunden Wissen, seinen enzyklopädischen Kenntnissen hervorgegangen und nicht zuletzt auch seinen glänzenden didaktischen und stilistischen Gaben zu danken sei.

Der Lebensweg von Bing ist in der Tat äußerlich scheinbar völlig harmonisch verlaufen. Nach einem einzigen Ortswechsel in früher Jugend hat Robert Bing sein ganzes weiteres Leben – seine Gymnasiastenzeit, sein Universitätsstudium, seine Praxis als Nervenarzt, seine akademische Laufbahn und ebenso seine noch durch reiche ärztliche und wissenschaftliche Tätigkeit ausgefüllten letzten Lebensjahre – in Basel verbracht, und zwar bis zu seinem siebzigsten an der Seite seiner um 20 Jahre älteren Mutter. Nur wenige Ausbildungsjahre führten ihn vorübergehend nach Paris, London, Berlin und Frankfurt a. M.

Wer aber je Robert Bing nähertreten durfte, der mußte spüren, daß hinter diesem so gelassen, ja auch heiter wirkenden Manne sich eine Persönlichkeit verbarg, die reich an Gaben, aber auch reich an Problemen war.

Heute, da wir seiner als des hochherzigen Förderers wissenschaftlicher

Forschung gedenken, möchten wir versuchen, ein Bild dieser eigenartigen Persönlichkeit – allerdings ein unvollständiges – zu zeichnen, ein Bild, wie es sich uns auch aus Schilderungen von Altersgenossen, Freunden und Schülern – gelegentlich sogar sich widersprechenden Schilderungen – und auch auf Grund des wissenschaftlichen Werkes ergibt.

Als einziges Kind seiner Eltern im Jahre 1878 in Straßburg geboren, wuchs Robert Bing in einem Lebenskreis auf, der offenbar in glücklicher Weise deutsche und welsche Art verband. Aber wohl schon damals wurde der Knabe der romanischen Kultur verhaftet, eine enge Bindung, die den mit seiner Familie nach Basel Übersiedelnden – den späteren Ehrendoktor von Louvain – zeitlebens kennzeichnete. Im übrigen wissen wir wenig über die Kinderzeit. In den Entwicklungsjahren scheint der Jüngling unter seelischen Spannungen gelitten zu haben; sie spiegeln sich in den recht mäßigen Schulzeugnissen des 14–16jährigen wider, und in Klagen der Lehrerschaft über «unruhige Haltung» und «Schwatzhaftigkeit». Aber schon im folgenden Jahr kommt es zum Umschwung: Robert Bing wird, wie ihn noch heute ein alter Schulfreund schildert, ein geradezu ehrgeiziger Schüler, überflügelt seine Kameraden und erwirbt sich damit die Ehre, als Klassenerster die damals noch lateinische Abiturientenrede beim Abgang vom Humanistischen Gymnasium zu halten.

Dabei war Bing keineswegs ein weltfremder Stubenhocker oder Einzelgänger; so fungierte er von 1894 an unter dem Übernamen «Zwick» als Sekretär der «Kosmia», einer Schülervereinigung, deren 50jähriges Jubiläum im April 1944 Bing selbst in Versen geschildert hat, mit den nachdenklichen Schlußzeilen:

«Ja dieser Abend zählte zu den schönen ...
punkt zwölf Uhr aber heulten die Sirenen.»

Aus den alten Kosmia-Protokollen geht übrigens bereits deutlich Bings frühes Interesse für kulturelle und historische Fragen hervor. Da heißt es etwa: «Zwick: Über das altfranzösische Epos»; «Zwick: Über die literarische Revolution des Jahres 1830 in Frankreich»; «Zwick hat Heines 'Götter Griechenlands' meisterhaft vorgelesen».

Diesem schon dem Jüngling eigenen Streben nach umfassender Bildung ist Robert Bing bis ans Ende treu geblieben. Dabei kam ihm auch seine außergewöhnliche Sprachbegabung und ein hervorragendes Gedächtnis zu Hilfe. Neben einer ganzen Anzahl moderner Sprachen waren ihm vor allem auch Griechisch und Hebräisch wohl vertraut. Sprachkritische Probleme zogen ihn besonders an. So fand er, daß es sich bei der bekannten Bibelstelle vom Kamel und dem Nadelöhr schon bei der

Übertragung des Urtextes ins Griechische um einen Übersetzungsfehler gehandelt haben müsse, indem man, anstatt *ὁ κάμῖλος*, das Schiffstau, das fast gleichlautende Wort *κάμηλος*, Kamel, setzte, so daß der schwer verständliche Satz vom Kamel und dem Nadelöhr vermutlich ursprünglich vom Schiffstau gesprochen habe, was einen besseren Sinn gebe.

Mit einer gewissen Überraschung erfahren wir aber, daß der Gymnasiast Bing sich schon vor der Matura eindeutig für das Medizinstudium entschieden hatte, und daß die bei seinen historischen und sprachlichen Neigungen naheliegende Wahl eines altphilologischen oder Geschichtsstudiums anscheinend gar nicht in Erwägung gezogen wurde. Die tieferliegenden Gründe seines Entschlusses sind uns freilich verborgen geblieben.

Um so beachtlicher, daß der erst 20jährige Medizinstudent sich alsbald an Corning, den damaligen Basler Prosektor, wandte, um sich bei ihm nach einem lebendigeren Führer durch das Labyrinth der Nervenbahnen und -kerne, als das Gegenbauersche Lehrbuch, zu erkundigen. Corning empfahl ihm das in den 80er Jahren unter dem bescheidenen Titel «10 Vorlesungen über den Bau der nervösen Zentralorgane des Menschen und der Tiere» erschienene Edingersche Werk; die Lektüre beeindruckte Bing «durch die von allem Herkömmlichen sich auszeichnende Darstellungsweise derart nachhaltig», daß er – wie er es später in seinem liebevollen Nachruf auf Ludwig Edinger ausdrückte – «schon auf den Bänken der Universität die wissenschaftliche Neurologie als Lebensfach erkor». Es ist daher ohne weiteres verständlich, daß es ihn nach der Promotion (1902) zu Edinger zog. Vorher aber arbeitete er noch in Basel «über angeborene Muskeldefekte». Schon bei der Abfassung seiner Dissertation, die der Polikliniker Egger der Fakultät einreichte, zeigte sich Bings literarische Gewissenhaftigkeit, sein emsiger Fleiß und auch wieder sein historisches Interesse. Hat er doch in dieser Erstlingsarbeit alle bis 1857 zurückreichenden Spezialarbeiten – es waren ihrer 168 – aufgeführt, und wer Bing kannte, wird nicht zweifeln, daß er auch alle 168 durchgesehen hat. «Science sans conscience n'est que ruine de l'âme» – diesem Wort des großen Kollegen Rabelais hat Bing getreulich nachgelebt.

Dann wird Ludwig Edinger Bings eigentlicher Lehrer. Auch in Frankfurt war anfangs des Jahrhunderts der äußere Rahmen der Neurologie, wie später bei Bing selber, sehr bescheiden: ein einziges Arbeitszimmer, in dem man sich mühsam zwischen Tischen, Mikrotomen und Präpariertöpfen bewegte, stand dem Meister und seiner durch das Band gemeinsamer Aufgaben verbundenen kleinen Schar von Schülern aus aller Welt zur Verfügung. Bing mag sich später bei ähnlichen räumlichen

Schwierigkeiten oft dieser Frankfurter Situation erinnert und gehofft haben, daß auch er selbst eines Tages einem so glänzend ausgestatteten Institut vorstehen werde, wie dies seinem Lehrer Edinger dann doch noch beschieden gewesen war.

Eine Reihe von Studien tierexperimenteller und anderer Art, die vor allem die Rückenmarksbahnen betrafen und den jungen Gelehrten noch zum Physiologen Munk und zum Kliniker Oppenheim nach Berlin sowie zu Babinski und Déjérine nach Paris und endlich zu His wieder nach Basel führten, wurden 1907 monographisch ausgebaut und bildeten die Habilitationsschrift «Über die Bedeutung der spinocerebellaren Systeme».

Bekanntlich setzte danach eine ungemein fruchtbare Schaffensperiode ein, so daß es Bing zwischen dem 30. und 35. Lebensjahr, also bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges, gelang, das heute in 19. Auflage vorliegende «Kompendium der topischen Gehirn- und Rückenmarksdiagnostik», die, 40 Jahre später mit Roland Brückner in 3. Auflage überarbeitete Monographie, «Gehirn und Auge», und das klassische, 1952 in 9. Auflage erschienene «Lehrbuch der Nervenkrankheiten» herauszubringen.

Der Erfolg dieser alsbald in viele Sprachen übersetzten Werke trug den Namen des jungen Gelehrten, der in der Heimat noch wenig beachtet und keineswegs gefördert wurde, in alle Welt. Neben diesen immer wieder neu aufgelegten und neu überarbeiteten Werken befaßte sich aber Bing noch mit Problemen aus fast allen Kapiteln der Neurologie und ihrer Grenzgebiete, wobei die Kasuistik im allgemeinen seinen überaus zahlreichen Doktoranden anvertraut war. Wer die rund 400 Titel umfassende Bibliographie durchblättert, wird sich leicht davon überzeugen, daß für Bings Verhältnis zur Wissenschaft eben tatsächlich das alte Wort galt «Il ne faut pas seulement la loger chez soi mais l'épouser» (Montaigne).

Bings außergewöhnliche publizistische Leistung ist um so höher zu schätzen, als keine eigene Poliklinik oder Klinik, sondern zuerst überhaupt nur ein privates Arbeitszimmer, später noch ein mehr oder weniger privates Laboratorium und keine Assistenstellen zur Verfügung standen. Dafür fand er in Léon Schwarz einen Mitarbeiter, der ihm 32 Jahre selbstlos zur Seite stand, wie auch seit 1930 Hermann Brenk und andere Getreue sich (wie der Meister selbst) in uneigennütziger Weise in den Dienst des Bingschen Nervenambulatoriums stellten.

Wie weit sich Bings Interesse auch auf Nachbargebiete erstreckte, zeigen die Namen bekannter Forscher, mit denen er sich besonders in den ersten drei Dezennien seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zu gemeinsamem Werk verband; ich nenne nur Rudolf Burckhardt (1905), Friedrich Siebenmann (1907), A. L. Vischer (1908/09), Rudolf Stachelin (1922),

Salomon Schönberg (1922/25), Heinrich Reese (1926), Bernhard Walther (1928), A. Franceschetti (1931) und seinen Freund Hans Iselin (1934).

Bings eingehendes Interesse für medizinische Probleme außerhalb des engeren Fachgebietes ergibt sich besonders auch aus seinen Arbeiten über rein psychopathologische Fragen – so aus einem 1926 gehaltenen Hauptreferat über «Schreckneurosen», aus seiner Habilitationsvorlesung «Über den Begriff der Neurasthenie» –, aus seinem akademischen Vortrag 1919 über «Die Entwicklung der psychischen Behandlungsverfahren», aus seinem Vortrag an der Internationalen Medizinischen Woche in Luzern 1936 über «Somatische Faktoren in der Gestaltung psychogener Symptome».

Die in der Schweiz herkömmliche strenge Trennung von Psychiatrie und Neurologie mag ihn mit der Zeit genötigt haben, sich mehr und mehr auf letztere Disziplin zu konzentrieren, und nun auch die Neurologie allein, unter ausdrücklichem Ausschluß der psychiatrischen Grenzgebiete, für die Förderung durch den von ihm gestifteten Preis vorzusehen.

Sein sozialmedizinisches Interesse zeigen seine «Briefe aus der Schweiz», in denen er von 1908 bis 1914 regelmäßig einer angesehenen ausländischen medizinischen Wochenschrift in meisterhafter Weise über hiesige sozialmedizinische Neuerungen berichtete: so 1908 über das eidg. Kranken- und Unfallversicherungsgesetz, über Maßnahmen zur Bekämpfung der Tuberkulose (1910), über die Reform des Hebammenwesens (1907), über Pläne zur Reform der eidg. Medizinalprüfung (1911), und speziell auch über den heute noch aktuellen Vorschlag, die Nervenheilkunde als Examensfach mit Praktikantenzwang anzuerkennen. Auch über die 1913 erfolgte Gründung der Öffentlichen Krankenkasse und anderes mehr hat er in den «Briefen» berichtet.

Bing besaß in hohem Maße die Gabe, ärztliches Wissen auch dem Laien in anregender Form nahezubringen. Sein 1916 gehaltener akademischer Vortrag über «Degeneration und Regeneration», der, auf eigenen historischen Studien basierend, das Thema bis in früheste Kulturperioden zurückverfolgte und religionsphilosophische Betrachtungen einschloß, wurde den Zuhörern direkt zum Erlebnis («Basler Nachrichten»).

Angesichts solcher ungewöhnlicher Fähigkeiten und Leistungen wird der Nichteingeweihte kaum verstehen, warum ein Gelehrter vom Rang eines Robert Bing sich jahrzehntelang in seinen Arbeitsmöglichkeiten durch mangelndes Verständnis, ja Mißgunst behindert sah. Immer wieder mühte er sich, so auch in seinen Nekrologen auf Babinski, v. Monakow, Negri und Déjérine, auf die Bedeutung seines Faches aufmerksam zu machen. Erst nach 30 Jahren akademischen Wirkens wurde ihm

aber endlich der Lehrauftrag zugestanden. Bing war kein Kämpfer und zog sich bei Widerwärtigkeiten der akademischen Karriere nach seinem eigenen Zeugnis mit dem Trostspruch von Jeremias Gotthelf «He nu so dä» resigniert in sein Gehäuse zurück. Dankbar für jedes Verständnis erwähnt er dann in einem Memorandum, das er bei seiner Emeritierung verfaßte, daß mit der Wahl seines Freundes Gigon zum Polikliniker auch für die Neurologie wesentlich bessere Zeiten anbrachen, und daß es über die letzten 11 Jahre seiner akademischen Tätigkeit nichts Unerfreuliches mehr zu berichten gebe: die Entwicklung habe sich auf allen drei Gebieten, dem der Vorlesungen, der Laboratorien und des Ambulatoriums, im Laufe von vier Jahrzehnten zwar nicht «per aspera ad astra» aber doch «ad statum plane tolerabilem» vollzogen. Im übrigen wußte Bing genau, von welcher Seite – zwar nicht ihm persönlich, aber dem von ihm vertretenen Fach – die erstrebte Selbständigkeit mißgönnt wurde, und so würde er auch den Vergleich der von ihm so glänzend beherrschten klassischen Diagnostik mit einem «Symptomen-Puzzlespiel» nur mit einem Lächeln quittiert haben. War er doch den neuen technischen Möglichkeiten diagnostischer Art, wie sie sich mit Liquoranalyse, Encephalographie, Arteriographie, EEG usw. im Laufe der letzten Jahrzehnte entwickelt haben, keineswegs abgeneigt; aber er war überzeugt, daß diese unerläßlichen Hilfsmittel eben Hilfsmittel seien, über deren Anwendung oder Nichtanwendung erst auf Grund der klassischen Symptomenanalyse zu entscheiden sei.

Auch sonst war Bing weit entfernt von jeder Enge und Einseitigkeit. Er gehörte zu jenen universellen Persönlichkeiten, von denen es bei Pascal heißt: «On ne s'aperçoit point à eux d'une qualité plutôt d'une autre, or de la nécessité de la mettre en usage.» Wo immer man bei Bing anklopfte, war er eben zu Hause. Die Theologen überraschte er durch sein Verständnis für religionsphilosophische Probleme, bei einer von jeder engen kirchlichen Bindung freien religiösen Haltung. Freunde aus anderen Fakultäten berichten von seinem seltenen Instinkt für Fragen politischer und historisch-philosophischer Art; die Bedeutung Jacob Burckhardts z. B. habe Bing Jahre früher als viele Zeitgenossen erkannt.

Bei all diesen hervorragenden Eigenschaften und Gaben, bei aller Liebenswürdigkeit, ja Brillanz im geselligen Verkehr, bei aller väterlichen Fürsorge für seine Schüler, bei aller Freundlichkeit im Umgang mit jedermann, war Robert Bing eine im Grunde sensible Natur, in fast tragischer Weise wie von einer unsichtbaren Mauer umgeben, durch die selbst die alten Freunde nie ganz hindurchzudringen vermochten, – auch sie letzten Endes nur «gute Bekannte», denen sich Bing nie ganz erschloß. Nie ge-

wahrte man an dem reservierten Manne ein befreiendes Lachen, wohl kaum jemals eine Träne. Dieser mit so viel Humor begabte gütige Mensch, der zwar zuweilen scharf, aber nie aggressiv werden konnte, dieser liebenswerte Humanist, der so fesselnd über Formprobleme der Sprache und so köstlich von den Vögeln erzählen konnte, die er auf seinem Fensterbrett fütterte; dessen Profil, wie er einmal selbst scherzend bestätigte, an das Reliefbild eines assyrischen Königs gemahnte – oder, wie uns scheinen möchte, vielleicht auch an einen Gelehrten Spitzwegscher Prägung –, er war im letzten Grund in unerfaßbarer Weise einsam.

Hängt dies mit dem Einfluß der willensstarken Mutter zusammen, die den Sohn bis ins hohe Alter beherrscht und behütet hat, oder mit anderen Momenten, die uns verborgen sind?

Vieles an dem Bild, das wir zu zeichnen versuchten, bleibt lückenhaft, ja rätselvoll. Welches waren z. B. die Motive für Bings besondere Napoleon-Verehrung? Warum räumte er den Ehrenplatz über seinem Schreibtisch neben dem Bild der Mutter einzig dem Bild von General Guisan ein? Manches ahnen wir, vieles bleibt verborgen. Eines aber ist sicher: dieser ungewöhnliche Mann hat bei aller Vielfalt seiner geistigen Interessen stets die Anliegen der Neurologie allen andern vorangestellt. Sie, für die er gestrebt, gewirkt und viel Unbill erlitten hat, sie hat er auch noch in seinem letzten Willen großzügig bedacht.

Und wie sein geistiger Nachlaß den Neurologen insgesamt noch wichtige Dienste leisten wird, so sollen die hinterlassenen materiellen Mittel hinfort den neurologischen Nachwuchs anspornen und fördern. Daß er diese Förderung an bestimmte wissenschaftliche und politische Bedingungen knüpfte, ist aus seiner Lebensgeschichte erklärbar.

So gedenken wir heute dankbar und verehrungsvoll des verstorbenen Meisters, Kollegen und Freundes, des liebenswerten Menschen und hochherzigen Stifters, indem wir mit den gleichen Worten schließen, die er selbst den zum 1. Internationalen Neurologenkongreß in Bern anno 1931 versammelten Fachgenossen aus aller Welt als Losung mit auf den Weg gab: *Mortuos plango, vivos voco!*

Zusammenfassung

An Hand von Quellenmaterial (Auskünfte von Jugendfreunden, Schülern und anderen) usw. wird der Lebenslauf von Robert Bing geschildert und versucht, ein Bild dieser bedeutenden und eigenartigen Persönlichkeit zu zeichnen. Dabei wird unter anderem auf das enzyklopädische Wissen, die außerordentlichen Sprachkenntnisse, die didaktischen Gaben, auf den nie erlahmenden Fleiß, die Weite des Blicks, die

Vielfalt und humanistische Grundrichtung der geistigen Interessen hingewiesen. Nach Würdigung der ärztlichen und wissenschaftlichen Leistungen wird abschließend noch des gütigen, feinsinnigen Wesens gedacht, der bei aller sonstigen Verslossenheit doch deutlich erkennbaren inneren Verbundenheit mit der früh schon als Lebensaufgabe erkorenen Neurologie, für deren Weiterentwicklung Bing ja auch noch in seinem letzten Willen großzügig besorgt war.

Résumé

En partant de différentes sources (renseignements fournis par des amis d'enfance, des élèves et d'autres personnes), l'auteur décrit la vie de Robert Bing et s'efforce de dépeindre cette personnalité si marquante et si originale. De ce tableau d'ensemble ressortent les connaissances encyclopédiques de Bing, ses talents de polyglotte, ses dons didactiques, son esprit de travail appliqué et persévérant, la grandeur de ses vues, les aspects polymorphes et humains de son esprit. Après avoir rappelé ses travaux médicaux et scientifiques, l'auteur souligne la bonté et la délicatesse des sentiments de Bing, son dévouement pour la cause de la neurologie, qu'il avait considérée très tôt comme une vocation, à laquelle, même après sa mort, Bing a généreusement contribué.

Riassunto

Basandosi su fonti originali (informazioni attinte presso amici di gioventù, allievi ed altre persone) ecc. si tratteggia la carriera di Robert Bing e si tenta di descrivere questa personalità significativa e singolare. Vengono soprattutto messe in evidenza, fra le altre qualità, il sapere enciclopedico, le straordinarie conoscenze linguistiche, le capacità didattiche, il suo zelo instancabile, la sua lungimiranza, la molteplicità e l'indirizzo fondamentalmente umanistico dei suoi interessi spirituali. Dopo aver reso omaggio ai suoi meriti nel campo della medicina e della scienza, l'autore ricorda infine la di Lui bontà e finezza di sentimenti, come pure il fatto che, nonostante il carattere chiuso, ben evidente era il legame spirituale con la neurologia, fin dai primi anni eletta a compito di un'esistenza, ed al cui sviluppo futuro il Bing aveva munificamente provveduto nelle sue ultime disposizioni.

Summary

A life history of Robert Bing is given, on the basis of information from friends of his youth, pupils and others, and the attempt is made to draw

a picture of this distinguished and original personality. Amongst other characteristics, he was renowned for his encyclopaedic knowledge, his extraordinary gift of languages, his didactic powers, his unbounded energy, his broad outlook, and the many-sidedness and humanistic foundation of his mental interests. After an appreciation of his medical and scientific work, the kindly and sensitive nature is stressed of the man, who, inspite of his reserve, showed from the beginning of his career a definite inner devotion to neurology, for the advancement of which Bing has so generously provided in his last will.



Rob. Bing

*"Quoniam vita ipsa qua fruimur
brevis est, memoriam nostri quam
maxime longam efficere rectum
mihi videtur" G. Sallustius Crispus*